1456

Dresdner Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes

Abonnementspreis mit der tägl. Unterhaltungsbeilage Leben, Wissen, Kunst und der Frauen- und Jugendzeitung einschließl. Bringerlohn monatlich 80 Pf durch die Post bezogen vierteljährl. M 2.75 unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn M 5.— Erscheint tägl. mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage

Redaktion: Zwingerstraße 21, II. Telephon 3465. Sprechstunde nur wochentags von 12 bis 1 Uhr. Expedition: Zwingerstraße 21. Telephon 1769. Geschäftszeit von 8 Uhr morgens bis 7 Uhr abends

Inserate werden die 6gespaltene Petitzeile mit 25 Pf berechnet, bei dreimaliger Wiederholung wird Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 20 Pf. Inserate müssen bis spätestens ½10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen. — Telegramm-Adresse: Dresdner Volkszeitung.

Nr. 262. | Dresden, Mittwoch den 11. November 1908. | 19. Jahrg.

Kaiser und Kanzler.

Aus dem Reichstag wird uns geschrieben: Die verstorbene englische Königin Viktoria konnte bekanntlich den langjährigen Führer der englischen Liberalen, den alten Gladstone, während ihrer Regierung mehrfach Premierminister werden, nicht ausstehen; der Mann war ihr persönlich widerwärtig, und sie machte aus ihrer Abneigung gegen ihn kein Hehl. Gladstone ließ sie dafür gelegentlich deutlich merken, daß es in der Politik auf ihre Zu- oder Abneigung ganz und gar nicht ankomme: wenn seine Partei bei den Wahlen die Mehrheit gewonnen hatte, dann trat er ruhig und ohne Umschweife die Regierung an, meldete der Königin die vollzogene Tatsache und stellte ihr anheim, ihn der Form wegen in sein Amt zu „berufen". Eines Tages kam er in Staatsgeschäften zu ihr nach Windsor Schloß, entnahm seiner dicken Aktenmappe eine Menge Schriftstücke und bemerkte ihr: „Majestät, das müssen Sie unterschreiben." Die Dame ärgerte sich über seine nüchterne Geschäftstüchtigkeit und blitzte ihn mit den Worten an: „Müssen Sie verschreiben?! Herr Premierminister, Sie vergessen vor wem Sie stehen? Ich bin die Königin von Großbritannien." „Das weiß ich," entgegnete Gladstone gelassen, „aber mir scheint, daß Sie vergessen mit wem sie reden: ich bin der Vertrauensmann der Nation, und Sie — müssen das hier jetzt unterschreiben!" Damit schob er ihr die Akten unter die Nase; sie schluchzte vor Wut, tat aber, was ihr geheißen worden war und setzte auf die ihr bezeichneten Schriftstücke ihren Namen.

Bei diesem Regierungssystem, das auf die Neigungen und Launen der Kronenträger gar keine Rücksichten nimmt, ja ihnen gegenfalls direkt entgegenwirkt, ist Großbritannien das mächtigste politische Gebilde geworden, von dem die Geschichte uns zu melden weiß. Nur bei einem solchen System kann ein modernes Staatswesen gedeihen. Wer das noch nicht gewußt hat, dem werden die neuen Erfahrungen Deutschlands die Augen geöffnet haben. Der Absolutismus, der keine Unterordnung der Person des Kronenträgers unter den Willen der Volksmehrheit kennt, in der Masse der Volksangehörigen nichts anderes als „Untertanen" sieht, eine namenlose Schar, die von oben herab gelegentlich „glücklich" gemacht wird, hat unser Land in die schwerste Gefahr gestürzt, die wir bei der Entstehung des neuen Deutschen Reiches durchzumachen hatten. Wenn man sich das Ungeheuerliche der Zustände, in denen wir leben, einmal so recht klar machen will, dann denke man sich einfach die englische Anekdote, die wir oben erzählten, auf Deutsch übertragen. Was, meint man wohl, würde mit dem Kanzler geschehen, der mit der gleichen lapidarischen Kürze an Wilhelm II. herantreten würde? Unseren sogenannten Patrioten sträuben sich gewiß die Haare zu Berge, wenn sie sich das auch nur in der Phantasie ausmalen versuchen wollten! Und dann atmen sie tief auf: „Na, Gott sei Dank, so was ist ja bei uns unmöglich. Wir sind ja — im Glück — noch nicht von dem respektlosen Konstitutionalismus angekränkelt, sondern monarchisch bis auf die Knochen." Dazu ist nun allerdings bloß das eine zu sagen, daß die Monarchie in England vermutlich heute noch solider fundiert ist, als in Deutschland, wo der eine Teil der Bevölkerung entschieden republikanisch gesinnt ist und der andere Teil nur im Simplizissimusjargon von der Monarchie redet. Auch diejenigen, die sich politisch zu den Monarchisten zählen, sehen ein, daß es so, wie bisher, eben doch nicht weitergeht.

Man hat nun vorgeschlagen, die Verfassung so zu erweitern, daß in Zukunft der Reichstag den Reichskanzler auswählen, der Kaiser ihn nur zu bestätigen hätte. Aber, wie die Dinge bei uns in Preußen-Deutschland liegen, wäre auch dies noch keine volle Lösung. Wenden wir unseren Blick nochmals nach England zurück: dort kennt man einen solchen oder ähnlichen Verfassungs-Paragraphen nicht. Der Form nach ist der englische König weit unabhängiger noch als der deutsche Kaiser, aber der Sache nach wird er in den enoen Schranken eines strengen Gewohnheitsrechts gehalten, das sich auf der Verteilung der Macht im Volke aufbaut. Wenn die jetzige Reichstagsmehrheit einen Reichskanzler zu ernennen hätte, wen würde sie sich erküren? Einen reaktionären, agrarischen Rüpel, von dem sie sich eine Bekämpfung der Arbeiterschaft und keine Förderung der agrarisch-kapitalistischen Interessen gewärtigen könnte; also günstigstenfalls einen — anderen Bülow. Das wäre gehüpft wie gesprungen. Eine Aenderung, die mehr sein soll, als ein bloßer Namens- und Formaustausch, kann nur durch eine Vernichtung der Junkerherrschaft in Preußen und seinen Filialstaaten erreicht werden. Solange jeder Kanzler, wie er heiße und von wannen er komme, der Gefangene der preußischen Junker ist, so lange haben wir die Mißachtung der Volksrechte, das Spiel der Selbstherrlichkeit auf dem Throne, ob nun der Monarch Wilhelm II. oder Wilhelm III. der Kanzler Bülow oder Meyer heißen möge. Dreimal wurden durch die Plaudereien des Monarchen auch die Interessen der Junker- und Junkergenossen gefährdet — man kann ja nie wissen, ob nicht ein großer Krieg auch ein großes soziales Erdbeben nach sich ziehen wird! —, deshalb ziehen ihre Mannen mit in die Redeschlacht; aber „so was" wird ja der Gekrönte gewiß nicht so bald wieder machen. Und darum ist alles gut — man wird mit einigen scharfen Worten ein Uebriges tun — Michel kann dann weiter schlafen .....

So stehen die Dinge am Vorabend der Interpellationen im Reichstage.

Und nun wollen wir hören, wie es bei ihnen herging.

Der große Tag.

Wie an allen vorausangekündigten „großen Tagen", so war auch am Dienstag der Reichstag von einer dichten Masse neugieriger Zuschauer umlagert. Seit Tagen hatte der Sturm auf die Tribünen getobt; die Abgeordneten konnten auf einmal deutlich erkennen, mit wem alles sie „befreundet" sind. Auch die Sitze im Hause waren gut besetzt, als der Präsident um ein Viertel nach eins die Verhandlungen eröffnete und nach Erledigung der Formalien dem Abgeordneten Bassermann als ersten Interpellanten das Wort erteilte.

Bassermann ist der Typus des öligen Schönredners, ein Mann, der die Kunst studiert hat, mit viel Worten nichts zu sagen. Wenn er auf die Tribüne des Parlaments steigt, dann schmilzt er förmlich Würde und Autorität. Seit Tagen hatte er in den Wandelgängen des Reichstags huldvolle Audienzen erteilt und durch Interviews mit allen möglichen und unmöglichen Journalisten die Welt auf die kommende Großtat vorbereitet. Aber hier wurde wieder einmal das Unzulängliche Ereignis. Der Mann enttäuschte sogar seine eigenen Anhänger grausam. Der Grund ist nicht schwer zu sehen. Er liegt in den zahlreichen Besprechungen mit Bülow, die auf seinen Feuereifer wie der Senfteig auf Zahnschmerzen gewirkt haben. Eine Stelle aus diesen Unterredungen kann man gewiß frei erfinden, ohne sich allzuweit damit von der Wirklichkeit zu entfernen:

Bülow: „Also, Sie wollen recht scharf vorgehen, verehrter Herr Abgeordneter; recht so, sehr recht; sehen Sie, damit kommen Sie meinen innersten Wünschen entgegen. Nehmen Sie nur kein Blatt vor den Mund — ich werde dann schon dafür sorgen, daß Sr. Majestät das Stenogramm Ihrer Rede vorgelegt wird. . . ."

Bassermann: „Wie meinen Durchlaucht? Ach so, ja, ja, natürlich, schon werde ich vorgehen, sehr scharf, so wie es das Kochen der Volksseele verlangt . . ." (Zu sich selbst: „Du wirst Dich mäßigen können, Ernst, wenn — der Kaiser das Stenogramm sehen soll!")

So begann denn der große Tag mit der lendenlahmen und überdies entsetzlich langweiligen, weil so ungeheuer „staatsmännischen" Rederei des nationalliberalen Flaumacherts. Es ist ja, so meint er, gewiß manches nicht so wie es sein sollte, aber, wenn wir jetzt allerunterthänigst unsere Vorstellungen erheben, dann wird der Monarch schon anders werden, wir hoffen auf ihn und unseren Bülow.

Und dann kam der schwülstig-schwabbelige Wiemer, die Fleisch gewordene Vossische Zeitung, ein Philister vom reinsten Schrot und Korn, ausgestattet mit dem zitterigen Brustton der Ueberzeugung, der im freisinnigen Bezirksverein seiner Wirkung sicher ist. Herr Wiemer ist bis in die tiefsten Tiefen seines monarchischen Bewußtseins erschüttert. Aber er wird die alte Fahne voll und ganz hochhalten und unentwegt, für Stadt und Land, jawohl, für Stadt und Land, kämpfen. Wenn sich jetzt Schatten auf unser Volk herabgesenkt haben, nun wohl, der Block ist da, um sie zu scheuchen. Nur keine Bange, der Blockmann steht auf der Wacht, er steht an des Thrones Stufen, mit einer Hähre im Auge, und ruft, wenn auch das Herz ihm bricht: „Es lebe der Monarch und der gütige Vater des Blocks!"

Es war wirklich hohe Zeit, daß in diesen Schwulst einmal ein vernünftiges Wort hineinplatzte. Unser Genosse Singer hatte es übernommen, die Interpellation der Sozialdemokraten zu begründen, und er entledigte sich seiner Aufgabe in sehr geschickter und wirkungsvoller Weise. So rettete er die Zuhörer aus dem zähfließenden Phrasendrei auf den sicheren Grund einer wirklich rücksichtslosen und dabei doch in der Form maßvollen Kritik. Mit scharfen Worten hob er hervor, daß es wahrlich nicht angehe, den Tadel nur gegen die Veröffentlichung der Kaiserworte und die dabei begangenen Ungeschicklichkeiten zu richten, den Urheber der ganzen Geschichte aber aus dem Spiele zu lassen. Dann nahm er sich den deutschen Kaiser gehörig vor und sprach das aus, was einem jeden verständigen Manne, auch wenn er sich nicht des Schutzes der Immunität erfreut, auf den Lippen schwebt. Und dann das Zweite: Scharf und klar wies unser Redner darauf hin, daß es sich hier nicht um Parteiaktionen handeln dürfe, sondern daß eigentlich der Reichstag geschlossen dastehen müsse, um die Abschaffung ganz unhaltbarer Zustände zu erwirken, zu erzwingen. Durch diese glückliche Wendung machte Singer viele „Hoffnungen" zuschanden und verdarb denen gründlich das Konzept, die sich eine kleine Sozialistenbatz als den angenehmen Abschluß dieser unangenehmen Sache vorgenommen hatten. Und endlich: „Her mit gesetzlichen Garantien gegen das persönliche Regiment" — lautete die positive Forderung der sozialdemokratischen Interpellanten; Ministerverantwortlichkeit nicht bloß auf dem Papier, sondern in Wirklichkeit, Ausdruck des Mißtrauens gegen die Herrschenden nicht nur in Worten, sondern durch Taten.

Diese kernigen Ausführungen hatten einen tiefen Eindruck auf das Haus und die Zuhörer gemacht, den auch die Sprüchlein der Konservativen und Freikonservativen nicht abzuschwächen vermochten.

Nun endlich kam Bülow. Der Mann sieht schlecht aus. Rosig ist seine Stimmung nicht. Aber er hat sein „Vertrauensvotum" vom Block bereits in der Tasche und kann sich deshalb die Sache so leicht machen, wie es nur irgend geht. Keine Beschönigungen. Nur Abschwächungen. Kein Wort der Verteidigung für den „allerhöchsten Herrn". Aber — mit Grabesstimme — das böse Ausland lauert nur auf unseren Zwiespalt, um über uns herzufallen, darum empfiehlt sich „Zurückhaltung". Ueberhaupt ist die Lage düster — so düster, daß die Stimme nach unten schon gar nicht mehr ausreicht, um sie zu schildern! Und so noch eine ganze Weile in Plattheit und mittelmäßiger Schauspielerei weiter. So matt und nichtssagend, daß sogar der Widerspruch im Hause verstummte. Als die Komödie aus war, riefen nur die paar Handfesten von der äußersten Rechten ihr Landrats-Bravo! — sonst eisiges Schweigen. Selbst bei der Wiemer-Truppe, und das will doch was sagen! Es gelingt nichts mehr. Tiefem Kanzler sind die Kappen des moralischen Widerstandes gebrochen. Der Mann ist fertig.

Man hat sich, besonders in der bürgerlichen Presse, seit Tagen abgequält, dem Reichstage gut zuzureden und ihn fest zu machen. „Jetzt ist es Zeit für den Reichstag", „das ganze Volk schaut auf den Reichstag", „der Reichstag ist unsere einzige Hoffnung" — und so ging es weiter. Diese Redensarten sind sehr dumm. Einen Reichstag in dem Sinne, wie das Wort hier gebraucht worden ist, gibt es gar nicht. Es gibt nur ein Parlament, bestehend aus vielen Parteien, die jede Frage vom Parteistandpunkt aus betrachten und behandeln. Die Konservativen sind eifrig bemüht, den Einfluß des verhaßten Parlamentarismus niedrig zu halten; die Blockparteien wissen, daß sie ohne ihren Bülow bald am Ende ihres Lateins sein würden; das Zentrum wartet auf die Gelegenheit, wieder in die erste Stelle einzurücken und will sich keine Chance durch Voreiligkeit verderben: — ja, was ist denn unter solchen Umständen vernünftigerweise von dem Reichstage zu erwarten? Alles vielleicht, aber nur nichts Ernsthaftes. Im ganzen Hause sind es doch nur die Sozialdemokraten, die das Interesse der wirklichen Volksmehrheit vertreten. Selbst ein Liebermann von Sonnenberg mußte diese Wahrheit knirschend anerkennen.

In der Politik muß man die Dinge nehmen, wie sie sind, nicht wie sie sein sollten. Darum kann auch der Sturz des persönlichen Regiments nicht vom Reichstag, von diesem Reichstag erwartet werden. Dazu bedarf es vielmehr, wie wir schon in unserer Einleitung darlegten, der Aenderung der Machtverhältnisse im Volke und durch das Volk selbst.

Neue Ueberschwenglichkeiten.

Wilhelm II. und Zeppelin.

Die Byzantiner bemühen sich krampfhaft, die peinlichen Geschehnisse, die jetzt im Reichstage besprochen werden, zu übertönen. Die liebedienerische Presse ist voll von spaltenlangen Verherrlichungsberichten über den Besuch des Kaisers bei dem Grafen Zeppelin. Man überschwemmt die Bevölkerung mit Extrablättern über Ereignisse, die absolut keine Ereignisse sind. Man möchte durch den sensationellen Aufputz dieses an sich ganz nebensächlichen Vorgangs von dem Ernst unserer deutschen Situation ablenken. Das Ablenkungsmanöver ist allzu deutlich! Die Byzantiner lassen Theater in Friedrichshafen spielen, um einer schnellebigen Bevölkerung die Blamagen der deutschen Politik vergessen zu machen!

Dabei ist den Leuten das Unglück zugestoßen, daß sie in der Hauptnummer ihres Spektakelstücks höchstig hineingefallen sind. Es wurde erst verkündigt, der Kaiser sei mit Zeppelin im Ballon aufgefahren. Obschon an solcher Tatsache doch gar nichts Besonderes wäre — viele Leute würden, wenn sie die Mittel und Möglichkeit hätten, den lenkbaren Ballon besteigen! —, wurde daraus eine überwältigende Großtat Wilhelms II. hergemacht. Leider stellte sich alsbald die ganze Geschichte als ein Irrtum heraus. Der Kaiser hat sich die Leistungen des Ballons nur vom Lande aus angesehen.

Aber auch der Kaiser selbst hat bei dieser Gelegenheit neue Ueberschwenglichkeiten geübt. Er sagte in einer Ansprache:

„In meinem Namen und im Namen unseres ganzen deutschen Volkes freue ich mich, Euer Exzellenz zu diesem herrlichen Werke, das Sie mir heute so schön vorgeführt haben, aus tiefstem Herzen zu beglückwünschen. Unser Vaterland kann stolz sein, einen solchen Sohn zu besitzen, den größten Deutschen des 20. Jahrhunderts, der durch seine Erfindung uns an einen neuen Entwicklungspunkt des Menschengeschlechts geführt hat. Es dürfte wohl nicht zu viel gesagt sein, daß wir heute einen der größten Momente in der Entwicklung der menschlichen Kultur erlebt haben. Ich danke Gott mit allen Deutschen, daß er unser Volk für würdig erachtete, Sie den Unseren zu nennen. Möge es uns allen vergönnt sein, dereinst auch, wie Sie, mit Stolz an unserem Lebensabend uns sagen zu dürfen, daß es uns gelungen, so erfolgreich unserem teuren Vaterlande gedient zu haben. Als Zeichen meiner bewundernden Anerkennung, die gewiß alle Ihre hier versammelten Gäste und unser ganzes deutsches Volk teilen, verleihe ich Ihnen hiermit einen hohen Orden vom Schwarzen Adler."

Der Schwarze Adlerorden, dessen Besitz Graf Zeppelin mit Phili Eulenburg, General Stöffel und anderen interessanten Persönlichkeiten teilen muß, bedeutet für den tüchtigen und erfolgreichen Mann keine Mehrung seines wirklichen Ruhmes. Auch die überschwenglichen Preisworte des Kaisers werden gewiß an dem ruhigen Sinn des Grafen abprallen. Graf Zeppelin wird genug Selbsterkenntnis und Bescheidenheit besitzen, um die Bedeutung seiner Leistungen richtig einzuschätzen. Er weiß ganz genau, daß viele andere Männer neben ihm sich gleichfalls sehr verdient gemacht haben um die Entwicklung der Luftschiffahrt. Er ist gewiß selbst nicht wenig erschrocken gewesen, vom Kaiser im Jahre 1908 als der „größte Deutsche des zwanzigsten Jahrhunderts", das kaum begonnen hat, gefeiert zu werden.

Wenn der Kaiser ferner gerade den Tag, da er in Friedrichshafen weilte, als „einen der größten Momente in der Entwicklung der menschlichen Kultur" bezeichnet hat, so ist doch dringend daran zu erinnern, daß das lenkbare Luftschiff zunächst leider in den Dienst des Militarismus gestellt wird, keineswegs also der